

Rubin aber / dienet für böse Träumen / und wer in die Sonne gesehen und das Gesicht davon verderbet hat, der soll mit dem Rubin seine Augen reiben / so erklärt er ihm wiederumb das Gesicht.“ (S. 74).

Ob die mittelalterliche Edelsteinmedizin vollständig zu verwerfen ist, oder ob die etwa beobachteten Erfolge nur auf Suggestion beruhen und demnach nur eine Psychotherapie vorliegt, darüber fehlen bis heute die nötigen wissenschaftlichen Untersuchungen. Der auf dem Gebiete der Geschichte der Chemie bekannte Forscher Süßenguth lehnt die medizinische Verwendung der Edelsteine nicht rundweg ab, wenn er schreibt: „Wir wissen heute von Hochleistungs- und Spurelementen, welche für den menschlichen Organismus von hohem Werte sein können. Bei Eisenpräparaten z. B. ist der „verunreinigende“ Gehalt an Mangan, Kobalt und Kupfer von direkt ausschlaggebender Bedeutung. Nun enthalten wenigstens die meisten der aufgeführten Edelsteine Spurelemente. Sie sind es ja, welche den Steinen ihre schöne Farbe geben. Da sind z. B. Mangan, Titan, Chrom, Kobalt, Nickel und Eisen, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß Spuren dieser Metalle bei der geschilderten Vorbehandlung der Edelsteine in Lösung gehen. Beachtlich sind Fluorgehalte (z. B. bei Topas), Berylliumgehalt des Smaragdes. . . . Lapis Lazuli gibt durch Salzsäurebehandlung Schwefel frei, wird also auch im Magen zerlegt. Man sieht aus diesen Beispielen, daß es nicht angeht, die Edelsteinmedizin in Bausch und Bogen zu verurteilen oder verächtlich zu machen, wie das seither geschehen ist.

Wenn gerade auf dem Gebiete der Heilkunde sowohl in der Antike wie auch im Mittelalter Edelsteine eine so große Rolle gespielt haben, so liegt der Grund dafür letzten Endes wohl darin: Der antike und

mittelalterliche Mensch kannte keine Bakterien, Bazillen und ähnliche Krankheitserreger; er vermochte auch nicht den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung wahrzunehmen und war so allzu leicht geneigt, alle Krankheiten der Einwirkung dämonischer Mächte zuzuschreiben. Das ganze Heidentum war erfüllt von dem festen Glauben an Krankheitsdämonen, und die Anschauung des heiligen Augustinus (De div. daemonum c. 3): „Alle Krankheiten der Christen sind diesen Dämonen zuzuschreiben, namentlich quälen sie ungetaufte, ja sogar neugeborene unschuldige Kinder“, war fast allgemeine Ansicht bei Kirchenvätern und Kirchenschriftstellern. Diese Anschauung blieb durch das ganze Mittelalter bis in die beginnende Neuzeit hinein vorherrschend. So schreibt einmal Luther an den Markgrafen Georg von Ansbach im Jahr 1532: „Darüber besteht kein Zweifel, daß Pestilenz und Fieber und andere schwere Krankheiten nichts anders sind denn des Teufels Werk.“ Aus dieser Anschauung heraus glaubte man statt zu natürlichen Heilmitteln zu magischen und mit phantastischen Kräften geladenen, wie die der Edelsteine, Zuflucht nehmen zu müssen und wandte sie auch da an, wo eigentlich kein Mensch an der Natürlichkeit der Krankheitsursachen zweifelte. Dazu kam noch die Unkenntnis des menschlichen Körpers in anatomischer und physiologischer Beziehung. So erklärt es sich, daß das Volk, gebildete Kreise nicht ausgenommen, selbst nach dem siegreichen Durchbruch der Naturwissenschaften noch lange Zeit neben den natürlichen Heilmitteln die magischen Arzneien hochhielt, zumal dann, wenn andere Mittel nicht rasch genug Heilung zu bringen schienen.

Philipp Schmidt S. J.

Besprechungen

TAG- UND NACHTBÜCHER. Von Theodor Haecker. Mit einem Vorwort herausgegeben von Heinrich Wild. (307 S.) München 1947, Kösel.

Die „Tag- und Nachtbücher“, begonnen im Herbst 1939 und fortgeführt in schicksalsschweren Tagen und Nächten bis wenige Wochen vor seinem Tod (am 9. 4. 1945), zeigen Theodor Haecker in der doppelten Einsamkeit des Denkers, voll Zucht der Sprache und Ausdruckskraft, und des ringen-

den Propheten, ringend um Gott und das Geschick seines Volkes. Aus dieser Einsamkeit quillt überreich die Fülle der Gedanken, Beobachtungen, Betrachtungen, Urteile und Ausblicke, die das letzte Vermächtnis dieses Schriftstellers aus Leidenschaft, wie der Herausgeber einleitend bemerkt, zu dem vielleicht bedeutendsten seiner Werke machen, jedenfalls was die Breite der berührten Fragen und den Reichtum der ausgestreuten Erkenntnisse betrifft. So mag

gerade dieses Buch in seiner verhaltenen, manchmal wohl auch bitteren Herbheit und gläubigen Inbrunst noch mehr als Haeckers zahlreiche anderen Werke weiterwirken als Wort eines Gerechten, der „nach seinem Tode noch spricht“ (Hebr. 11, 4).

(An der einzigen Stelle, wo der Schalk zum Durchbruch kommt [S. 196 oben], hat sich flugs auf dem Weg zum Druck auch noch ein Kobold eingeschaltet: Der neunzig-jährige Held der launigen Anekdote ist nicht Prinz Eugen, der nur 73 wurde, sondern Prinzregent Luitpold von Bayern, dem ein Oberförster nach der Volksüberlieferung die drastische Antwort gab.)

A. Koch S. J.

TROST DER WEISHEIT / WEISHEIT DER SIBYLLE. Von Josef Sellmair. (224 u. 264 S.) München 1946, Michael Beckstein. Geb. M 5.— u. 5.50.

Ein belesener Meister der Auswahl hat in den beiden Bänden aus vielhundertfachen Rinnsalen der Vergangenheit Weisheit geschöpft und bietet sie an, das einmal zum Trost in schwerer Gegenwart, das andermal als Wegweisung durch das Dunkel der Geschichte in eine bessere Zukunft. In der Einleitung zum Trostbuch heißt es am Schluß: „Wenn der Abend niedersinkt, wenn die Stille wächst..., wenn die Schatten uns bedrängen, dann rufen wir den Tröster vor allem, daß Er nicht von uns gehe..., dann rufen wir aber auch die guten Gedanken der großen Geister aller Zeiten und Völker und nehmen dankbar den Trost, den sie zu spenden wissen, aus ihrer Hand entgegen...“ In der Vorbemerkung des zweiten Buches aber stehen die Sätze: „Die Sehnsucht des Menschen ist die Menschlichkeit. Aber nach all dem, was hinter uns liegt, ist uns der Glaube zerstört, daß auf bloß humaner Grundlage eine humane Ordnung, auf nur menschlichen Voraussetzungen eine neue Menschlichkeit aufgebaut werden könne... So steht die Sammlung zwischen der Abkehr von geschichtlichen Irrgängen und der Hinkehr zum neuen Menschen und zur neuen Welt. Und oft sind es dieselben erlauchten Geister, die uns auf beiden Wegen führen.“ Mit diesen Sätzen ist Ziel und Wille der beiden Sammlungen umrissen, die dann ihr Thema in je einer Reihe von Einzelkapiteln entfalten. Wer auf Genauigkeit erpicht ist, wird die Quellenangaben vermissen; wer aber weiß, wie umständlich sie zu geben sind und wie schwer es ist, sie drucktechnisch befriedigend anzuordnen, wird ihre Weglassung verstehen.

A. Koch S. J.

WEG UND SIEG DER MODERNEN STAATSIDEE IN FRANKREICH. Von Prof. Dr. Martin Göhring. Gr. 8^o (VI u. 282 S.) Tübingen 1946, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Geb. M 9.80.

Die Französische Revolution hat die geschichtliche Aufgabe erfüllt, eine überlebte politische Formenwelt fortzuräumen; sie hat damit dem aufstrebenden Dritten Stande die Bahn frei gemacht und der Idee des Nationalstaates zum Durchbruch verholfen. Gegenwärtig stehen wir, nicht nur in Deutschland, vor einer entgegengesetzten Aufgabe. Denn der nun überwundene Geschichtsabschnitt war nicht, wie der Verfasser dieses Buches will, eine Antithese zu 1789, sondern hat vielmehr, was damals begann — den selbstherrlichen Weg des modernen Staates zur Totalität — furchtbar ad absurdum geführt. Nun gilt es, den Staat wieder einer höheren Ordnung zu unterstellen und die Atomisierung des Staatsvolkes, die all das möglich machte, die „Vermassung“, zu überwinden, indem die natürlichen Gemeinschaften wieder belebt werden und das soziale Leben eine korporative Aufgliederung erfährt. Nicht zuletzt in Frankreich beginnt man, dieses Gebot der Stunde zu erkennen, wie z. B. die Entschließung der 33. Tagung der „semaines sociales“ beweist (vgl. dazu das Schreiben Papst Pius' XII. vom 10. 7. 1946 in „Dokumente“ 1946, Nr. 10, 56a und 56b).

Von einer solchen geistigen Situation aus erscheint eine Rückschau auf den entgegengesetzten Weg, der in Frankreich zum Sieg der Ideen von 1789 führte, gewiß reizvoll. Leider ist jedoch die Blickrichtung der vorliegenden Arbeit eine andere. Der Verfasser gibt sich als einen Anhänger „der von religiöser und moralischer Bindung freien Idee der Staatsräson“ (S. 78) und der Gedankenwelt der Aufklärung (S. 281) und läßt sich hierdurch zu, gelinde gesagt, recht einseitigen Wertungen verleiten. So erfährt er nicht den bleibenden Gehalt der uns heute wieder nahegerückten, auf die göttliche Ordnung gegründeten Widerstandslehre der Monarchomachen und ihres großen Vorgängers, des heiligen Thomas, und erkennt ebenso etwa die zeitlose Bedeutung eines Montesquien, den er „in erster Linie als Parteimann“ (S. 140) und als „feudalen Reaktionär“ (S. 37, 126) sieht. Oder er läßt sich durch Überbetonung gewisser Mißstände, wie etwa der Ämterkäufligkeit, oder weil es an „positiver Staatsgesinnung“ gefehlt habe (S. 24), zu einer im wesentlichen negativen Beurteilung des Ancien Regime seit dem Ausgange des